



**University of
Zurich** ^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2015

Edgar Hilsenrath: Der Nazi und der Friseur

Meixner, Sebastian

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-139173>
Book Section
Published Version

Originally published at:

Meixner, Sebastian (2015). Edgar Hilsenrath: Der Nazi und der Friseur. In: Benz, Wolfgang. Handbuch des Antisemitismus: Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart Bd. 8: Nachträge und Register. Berlin, Boston: De Gruyter, 254-256.

einer Wuppertaler Kneipe einen Mann, den sie offenbar für einen „Halbjuden“ hielten und antisemitisch beschimpften.

1991 startete die „Nationalistische Front“ eine Kampagne „Schluss mit dem Holocaust“; der in diesem Rahmen vorgesehene Kongress internationaler Holocaust-Leugner in Roding wurde verboten. Im Oktober 1992 setzten zwei junge Männer aus dem Umfeld der „Nationalistischen Front“ die sogenannte Jüdische Baracke der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen in Brand.

Im November 1992 wurde die „Nationalistische Front“ durch den Bundesminister des Innern als erste neonazistische Gruppierung im vereinten Deutschland verboten. In der Verbotsbegründung war ausdrücklich von „antisemitischer Hetze“ und „Wesensverwandtschaft mit dem Nationalsozialismus“ die Rede. Dem Verbot entgingen allerdings Neben-, Ersatz- und Nachfolgeorganisationen. Gleichzeitig blieben die Mitglieder und Funktionäre dieser vergleichsweise straff organisierten Kadertruppe nach Erkenntnissen des Verfassungsschutzes häufiger im rechtsextremen Spektrum aktiv, als die Anhänger anderer verbotener Neonazi-Organisationen. Frühere NF-Anhänger wirkten – und wirken – u. a. im subkulturellen „Rechts-Rock“-Milieu, in der NPD und anderen Feldern des Rechtsextremismus.

Gideon Botsch

Literatur

- Gideon Botsch, Die extreme Rechte in der Bundesrepublik Deutschland. 1949 bis heute, Darmstadt 2012.
- Drahtzieher im braunen Netz. Ein aktueller Überblick über den Neonazi-Untergrund in Deutschland und Österreich. Ein Handbuch des antifaschistischen Autorenkollektivs, Hamburg 1996.
- Thomas Grumke, Bernd Wagner (Hrsg.), Handbuch Rechtsradikalismus. Personen – Organisationen – Netzwerke vom Neonazismus bis in die Mitte der Gesellschaft, Opladen 2002.
- Christoph Kopke (Hrsg.), Angriffe auf die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen. Rechtsextremismus in Brandenburg und die Gedenkstätte Sachsenhausen, Berlin 2014.
- Jens Mecklenburg (Hrsg.), Handbuch deutscher Rechtsextremismus, Berlin 1996.

Der Nazi & der Friseur (Roman von Edgar Hilsenrath, 1968/69)

Als im Jahr 2006 Jonathan Littells Roman „Die Wohlgesinnten“ (frz. „Les Bienveillantes“) erschien, wurde das Buch auch deshalb zu einer publizistischen Sensation, weil er den Holocaust scheinbar erstmals aus der Perspektive der Täter schildert – in diesem Fall: eines SS-Manns namens Maximilian von Aue. Allerdings hat die Hauptfigur einen in der damaligen Debatte vergessenen Vorfahren in Edgar Hilsenraths zweitem Roman „Der Nazi & der Friseur“, der es schon vier Jahrzehnte früher wagt, aus der Perspektive des SS-Manns Max Schulz zu erzählen. Hilsenrath ist selbst Überlebender des Holocaust: 1926 in Leipzig als Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren, zog er mit Teilen seiner Familie 1938 nach Rumänien, um sich der Verfolgung in Deutschland zu entziehen. 1941 wurde er in das Ghetto von Moghilev-Po-

dolsk deportiert und dort 1944 von der russischen Armee befreit. 1951 emigrierte Hilsenrath in die USA, kehrte jedoch 1975 nach Deutschland zurück.

Nachdem Hilsenrath den Roman in München und New York 1968/69 auf Deutsch verfasst hatte, fand er in Deutschland keinen Verleger: Laut Helmut Braun lehnten mehr als sechzig deutsche Verlage das Manuskript ab. Zuerst wurde der Roman in englischer Übersetzung 1971 bei Doubleday & Company in New York veröffentlicht und ein enormer Erfolg. 1977 erschien er bei Helmut Braun in Köln endlich in seiner Originalfassung, wenngleich mit verändertem Schluss. Zuvor war er bereits ins Italienische und Französische übersetzt und im englischsprachigen Raum wiederholt veröffentlicht worden. Als die deutsche Ausgabe schließlich erschien, löste sie in der Bundesrepublik eine große Debatte aus. Heinrich Böll wertete in der „Zeit“ vom 16. Dezember 1977 den Roman als einen Aufschrei gegen die um sich greifende „Versachlichung der Nazizeit“, die „an so vielen *Sachen* vorbeisieht“.

Hilsenrath geht deutlich weiter als Littell: Nicht nur schildert er die Judenverfolgung des Nationalsozialismus aus der Täterperspektive. Max Schulz wagt es sogar, die Identität seines jüdischen Jugendfreundes Itzig Finkelstein anzunehmen, den er höchstwahrscheinlich auch auf dem Gewissen hat. Dass ihm dieser Identitätswechsel gelingt, liegt vor allem auch daran, dass er die philosemitischen Stereotype erfüllt, die nach 1945 antisemitische Vorurteile nur unter umgekehrtem Vorzeichen beerbt haben. Die Figurenkonstellation durchkreuzt diese Vorurteile: Während Itzig Finkelstein – blond und blauäugig – dem nationalsozialistischen Rassismus zuwiderläuft, ist Max Schulz sein phänotypisches Gegenteil und macht Karriere bei der SS, obwohl er so „jüdisch“ aussieht. Nach dem Krieg muss er nur seine SS-Tätowierung gegen eine KZ-Nummer austauschen und sich beschneiden lassen, um die Identität seines Opfers anzunehmen. Auf diese Art und Weise raubt der Mörder dem Opfer der Shoah posthum seine Identität: Darin liegt das Skandalon des Romans.

Diesen Identitätsdiebstahl inszeniert Hilsenrath in sechs Abschnitten als Lebensbericht eines unzuverlässigen Erzählers, wie ihn die Erzähltheorie nicht besser hätte erfinden können: Max Schulz ist als SS-Mann nicht nur ethisch diskreditiert, sondern hat neben einem veritablen Kindheitstrauma nach eigener Aussage auch einen „Dachschaden“, der die Grenzen zwischen „Geschichte und Mythologie“, zwischen Wahrheit und Erfindung verwischt. Der ethische Defekt des Ich-Erzählers geht also mit einem epistemologischen der Ich-Erzählung einher. Die „200 000“ Juden, die im fiktiven Vernichtungslager „Laubwalde“ den Tod finden, werden so in einem typografischen Euphemismus zu „20 0000“ Opfern. Gleichzeitig markiert der Erzähler explizit die Grenzen seines eigenen Wissens, was ihn gleichwohl nicht davon abhält, diese Grenzen ständig zu überschreiten. Der Identitätswechsel dieses unzuverlässigen Erzählers wird dabei stufenweise markiert und mündet in einer Identitätsverwirrung: Aus „Itzig Finkelstein, damals noch Max Schulz“, wird über „Max Schulz, später Itzig Finkelstein“, schließlich „Max Schulz oder Itzig Finkelstein“. In leitmotivischen Spiegelszenen wird dieser Identitätswechsel darüber hinaus reflektiert. Sei es der zersprungene Taschenspiegel der Mutter, der Mörder und Opfer zugleich darstellt, sei es der Spiegel im „Hotel Vaterland“, einem Hort des Philosemitismus, der das „Zerrbild“ des stereotypen Juden im SS-Mann reflektiert, oder sei es der Spiegel im Friseursalon des inzwischen nach Palästina ausgewanderten Protagonisten, in dem über Max

Schulz Gericht gehalten wird: Die Spiegel leisten keine Identitätsbildung. Genauso wenig wie die gespiegelte Gerichtsverhandlung zu einem Urteil kommt, suchen die Augen im Spiegel, „was sie nicht finden konnten“. Der Angeklagte beendet den Prozess mit einem Freispruch, allerdings nicht weil seine Taten nicht bewiesen wären, sondern weil sie nicht wiedergutzumachen sind. In der englischen Ausgabe wird dieser Gerichtsprozess in einer grotesken Szene sogar verdoppelt: Im Jenseits macht Gott dem verstorbenen Max Schulz den Prozess, nachdem der Tod den Identitätswechsel mit Beschneidung und Tätowierung revidiert hat. Doch selbst Gott kann nicht über den Massenmörder urteilen, obwohl dieser sich für schuldig bekennt und lediglich „justice from a just authority“ fordert. Das kann Gott nicht leisten; seine Autorität hat angesichts des Holocaust abgewirtschaftet, er setzt sich neben Max Schulz, und beide warten auf jemanden, der diesen gerechten Urteilsspruch sprechen kann.

Mit diesem grotesken Prozess ist ein Strukturmerkmal des Romans angesprochen, der vom Holocaust nicht nur aus der Perspektive eines Massenmörders erzählt, sondern dies in einer Weise tut, die den diskursiven Normen der 1970er-Jahre zuwiderläuft: Wuchernde Skatologie und Obszönität werden mit einer Komik der Herabsetzung kombiniert, die den Tabubruch kalkuliert. Die Hitlerrede in Wieshalle, dem fiktiven Geburtsort des Protagonisten, wird zur Bergpredigt auf dem Ölberg stilisiert, nur um diese – durch den unzuverlässigen Erzähler ohnehin disqualifizierte – heilsgeschichtliche Referenz sogleich durch die namensgebende „Speiseöl-Firma Meyer“ zu demontieren. Zugleich werden Märchen-Topoi aufgerufen und umgedeutet: Frau Holle – eine Figur des zweiten Buches – wird zur Witwe eines SS-Manns mit Holzbein, die im Keller ihres zerbombten Hauses auf ihren Mann wartet. Max Schulz selbst wird zum „Hans im Glück im Blut“ (Heinrich Böll), der mit einem Sack voller Goldzähne seiner jüdischen Opfer durch die Nachkriegsgeschichte taumelt. Darüber hinaus werden historische Elemente satirisch verfremdet: Aus dem jüdischen Flüchtlingsschiff „Exodus 1947“ wird in Hilsenraths Roman das Schiff „Exitus“, an Bord natürlich der Picaro Max Schulz als Itzig Finkelstein, der nach Palästina auswandert. Als Schelmenroman und düsteres Märchen wird in Hilsenraths Roman vom Holocaust erzählt, doch das Lachen bleibt einem spätestens dann im Hals stecken, wenn Max Schulz als Itzig Finkelstein durch den „Wald der 6 Millionen“ in Jerusalem spaziert. Vielleicht liegt es auch daran, dass geplante Verfilmungen des Romans – so vom Regisseur Hartmut Kaminski in den 1980er-Jahren, später von Hansjürgen Pohland und aktuellere Pläne des Produzenten David Groenewold – bislang nicht realisiert wurden.

Sebastian Meixner

Literatur

- Thomas Kraft (Hrsg.), Edgar Hilsenrath. Das Unerzählbare erzählen, München 1996.
- Erin McGlothlin, Narrative Transgression in Edgar Hilsenrath's „Der Nazi und der Friseur“ and the Rhetoric of the Sacred in Holocaust Discourse, in: *The German Quarterly* 80/2 (2007), S. 220–239.
- Georg-Michael Schulz, Schmerzerfüllte Kalauer. Das Komische bei George Tabori und Edgar Hilsenrath, in: Waltraud Wende (Hrsg.), *Wie die Welt lacht. Lachkulturen im Vergleich*, Würzburg 2008, S. 135–148.